



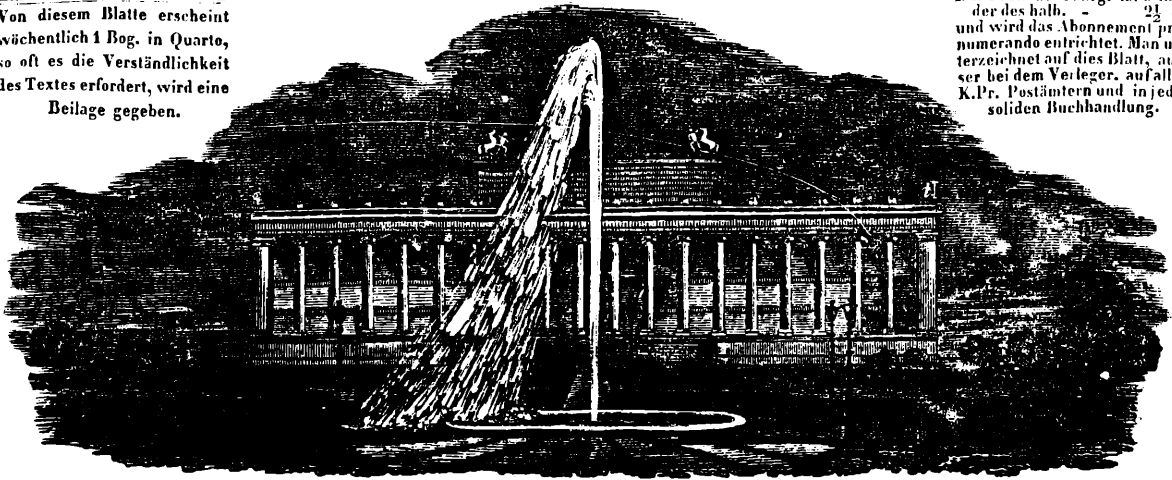


ce que j'ai déjà fait ne me satisfait pas  
encore, j'espère que je leurrerai mieux

*Thérèse Robert*

Von diesem Blatte erscheint wöchentlich 1 Bog. in Quarto, so oft es die Verständlichkeit des Textes erfordert, wird eine Beilage gegeben.

Der Preis des Jahrg. ist 5 thlr. der des halb. - 2½ - und wird das Abonnement pränumerando entrichtet. Man unterzeichnet auf dies Blatt, ausser bei dem Verleger, auf allen K.Pr. Postämtern und in jeder soliden Buchhandlung.



# MUSEUM,

## Blätter für bildende Kunst.

Berlin, den 20. April.

Redacteur Dr. F. Kugler.



Verleger George Gropius.

### Leopold Robert.

(Hierzu ein lithographirtes Portrait.)

Ein Künstler, welcher die Zierde unsres Jahrhunderts war, ist gestorben; ein Name, den die Nachwelt dereinst den höchsten zugesellen wird, ist nicht mehr unter uns zu finden; ein Prophet, welcher das Heiligthum der Schönheit unsren Augen enthüllte, hat sein Amt niedergelegt. Uns bleibt die traurige Pflicht, die Grösse unsres Verlustes zu ermessen.

Leopold Robert war freilich nur, was die Schule einen „Genremaler“ nennt, das heisst: er hat nicht Götter und Heroen, nicht Heilige, keine weltgeschichtlichen Begebenheiten dargestellt; es sind nur Menschen des Tages, aus niederen Kreisen, in gewöhnlichen Beschäftigungen, die wir auf seinen

Bildern sehen, — aber welch ein Geschlecht von Menschen! Es ist rührend, wenn wir hören, mit welcher Sorgfalt, mit wie unermüdetem Eifer er nach der Natur und nach seinen Modellen gearbeitet hat: tausende können dasselbe, und werden doch nichts Andres als alle Trivialität des gewöhnlichen Lebens wiedergeben. Ihm hatte ein Gott das Auge aufgethan, dass er im Menschen sein höheres Urbild, und nur dieses, sah, dass er den ewigen Gehalt des Lebens, bis in dessen kleinste Beziehungen hinein, fühlen und lebendig darstellen konnte. Seine Bilder sind keine idealen Träume, sie enthalten die eigentliche Wirklichkeit des Lebens; denn das Uebrige ist

ein leerer Schaum, den die Sonne des Geistes schnell verflüchtigt.

Darum stehen seine Genre-Darstellungen den höchsten Vorwürfen früherer Jahrhunderte zur Seite; darum athmen sie dieselbe harmonische Ruhe, denselben Adel des Geistes, dieselbe Gleichmässigkeit und Reinheit des Gemüthes, die uns in den Werken des griechischen Alterthums, in den Werken des Cinquecento, vor Allen Raphael's, so wunderbar entgegenwehen. Es bietet das Leben dem Künstler nichts Kleines und nichts Grosses, wenn er daran glaubt, dass Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat.

Und Leopold Robert war ein treuer Künstler. Er hat ernstlich, wie wenige, gerungen, um die Schönheit, welche seinem Auge vorschwebte, in vollkommener Lebendigkeit und Naturgemässheit auf die Leinwand überzutragen; mit unausgesetztem Fleisse hat er dahin gestrebt, die Gesetze der körperlichen Erscheinung in Form und Farbe sich zu eigen zu machen; er hat keine Kosten, keine Mühe und Gefahr gescheut, um die Natur, die ewige Lehrmeisterin des Künstlers, in ihrem fortwährenden Wechselspiele beobachten zu können. Er hat es erreicht, dass seine Werke den Stempel der technischen Vollendung tragen, ohne den freilich jene höhere Auffassung ein Traum geblieben wäre.

Sein Charakter als Mensch war derselbe, der aus seinen Bildern uns entgegentritt: ernst, mild, rein und zur Schwermuth geneigt. Im Beginn seiner höhern künstlerischen Laufbahn trat er zuerst, durch trübe Erfahrungen bedrückt, nicht ohne Zaghafigkeit und Unentschlossenheit auf. Aber sobald er durch glücklichere Umstände in sein eigentliches Element geführt war und seine Kräfte geprüft hatte, so entfaltete sich schnell der Muth und das Bewusstsein seines Talentcs. Freilich war er nie mit seinen Leistungen zufrieden, er strebte fortwährend zu grösserer Vollkommenheit und fühlte, dass das Ideal, welches er in seiner Brust trug, immer unerreich blieb. Aber das ist das Loos des Menschen. Und wollen wir ihn tadeln, dass er zu sorgfältig gearbeitet, dass er nicht mehr Werke geschaffen hat, als uns hinterlassen sind? Er würde ohne das vielleicht später, aber minder vollendet von der Erde geschieden sein. In der Blüthe des Mannesalters bemächtigte sich seiner eine häufige Kränklichkeit und eine Schwermuth (eins in Folge des andern), die

wie es scheint, ihn nach langem Kampfe verzehrt hat. —

Wir glauben Robert's Gedächtnisse einen nicht unwürdigen Dienst zu leisten, wenn wir hier eine flüchtige Uebersicht seines Lebensganges folgen lassen. Uns ist zwar nur sehr wenig von seinen äusseren Verhältnissen bekannt; doch sind wir, durch die Gunst zweier von seinen Freunden, im Stande, einzelne Auszüge aus seinen eigenen Briefen mitzutheilen, die um so interessantere Blicke in den Entwicklungsgang seines Innern werfen lassen.

Leopold Robert ward zu Chaux-de-Fonds bei Neuchatel geboren. Die Zeitungen geben das Alter, welches er erreicht hat, auf 38 Jahre an; nach der Versicherung eines Jugendfreundes muss er jedoch etliche Jahre älter geworden sein. Er war der Sohn eines Uhrgehäusemachers. Frühzeitige Anlagen verkündeten seinen Beruf zur Kunst. Er wurde zur Kupferstecherei bestimmt und erlernte dieselbe zu Paris; im J. 1814 erhielt er den zweiten grossen Preis in diesem Fache der Kunst. Seine Preisarbeit (ein Akt, nach eigener Zeichnung gestochen) giebt einen sehr vortheilhaften Beweis seiner tüchtigen Studien in diesem Fache, und er würde auch hierin, wenn er sich nicht nachmals für die Malerei entschieden hätte, einen berühmten Namen erlangt haben. Unter seinen Kupferstichen sind als tüchtige Arbeiten u. a. ein Portrait S. M. des Königs von Preussen nach Gérard und ein andres der Madame David, der Frau des Malers, nach einem Originale dieses Künstlers, zu erwähnen. Schon früher, im J. 1812, war er in David's Schule gekommen, und bildete sich unter diesem zu einem tüchtigen Zeichner, wie er es auch nicht an glücklichen Versuchen in der Oelmalerei fehlen liess. Nachmals war er genöthigt, in seine Vaterstadt zurückzukehren, und hier finden wir ihn in dem ersten der vorliegenden Briefe (vom 17. September 1817), unzufrieden mit seinen Verhältnissen, im dunklen Vorgefühle eines höheren Berufes, und tröstender Freundschaft bedürftig.

„Mein Lieber (so schreibt er darin), Du kannst Dir denken, welch' Verlangen ich habe, Italien zu sehen, und mit welchem Eifer ich, in der Hoffnung Fortschritte zu machen und dereinst vielleicht mit Dir an Einem Orte zu leben, diese Reise antreten würde; ich würde mich stark fühlen, wenn Dein Rath mich unterstützte. Wenn man Hindernisse em-

pfunden hat, so misstraut man seinem Talent und seinen Mitteln. Um mich anzutreiben, mein Lieber, müsste ich bei Dir sein oder oft Nachrichten von Dir empfangen; ich hoffe, dass Du von der Wahrheit dessen, was ich sage, überzeugt bist: wenn Du es bist, so wirst Du mich nicht lange ohne einen Brief lassen. Eine einzige Seite, — wenn Du nicht Zeit hast mehr zu schreiben, — würde hinreichen, um es mir ins Gedächtniss zurückzurufen, dass meine Bestimmung nicht ist, in Chaux-de-Fonds zu bleiben, und um mir jene Energie mitzutheilen, deren ich unglücklicher Weise gewöhnlich nur zu sehr entbehre.“

Durch Einleitung des Freundes eröffnet sich ihm unmittelbar auf diesen Brief eine günstige Aussicht zur Reise nach Italien, die ihn wiederum aufrichtet. „Du kannst Dir nicht vorstellen (schreibt er), welche Freude ich darüber empfinde; ein neuer Horizont eröffnet sich mir; einige schmeichlerische Hoffnungen bringen mir den Muth wieder, welcher mir so höchst nöthig war.“ — In demselben Briefe fügt er hinzu: „Einige Wochen habe ich in Locle zugebracht, um einige Portraits in Oel zu malen. In Bezug auf Aehnlichkeit gelingt es mir ganz wohl. Aber was mich hoffen lässt, dass ich noch Fortschritte machen werde, das ist, dass mir all meine Arbeit nicht gefällt, und dass ich es besser fühle, als ich's zur Zeit machen kann.“

Ein folgender Brief (vom 12. December 1817) schildert wiederum seine eigne Rathlosigkeit und sein freundes-bedürftiges Herz auf eine rührende Weise: — „Wenn ich nur auf mein Herz gehört hätte, mein theurer Freund, so würde ich sogleich auf Deinen Brief geantwortet haben, um es Dir zu bezeugen, wie empfänglich ich für die Beweise der Zuneigung bin, welche Du mir giebst. Aber wie kalt sind alle die Ausdrücke, um das Glück, dass ich einen Freund wie Dich, Lieber, gefunden habe, zu schildern! Du kannst die Wohlthat, welche Deine Freundschaft mir gewährt, noch nicht wissen: sie belebt mich wie ein Talisman, sie erfüllt mich aufs Neue mit Kraft, die mich zuweilen verlässt. Ich fühle es, ich neige zur Melancholie, so wie ein Wanderer, der durch einen langen und mühevollen Weg erschöpft ist, seinen Muth verliert, wenn er daran denkt, dass er noch nicht am Ziele seiner Mühen angelangt ist;

ebenso kann ich nicht immer meiner traurigen Gedanken Herr werden, wenn ich den langen Weg, den ich noch zu machen habe, überblicke. Deine Briefe sind für mich, was ein gutes Lager für meinen Wandersmann sein würde. Darum, mein Lieber, denke an die Freude, die ihr Empfang mir bringt.“

Vornehmlich ist es der Zweifel über seine eigentliche Bestimmung, welcher ihn bedrückt: — „Ich muss Dir meine neuen Pläne und Studien, meine qualvolle Unentschlossenheit, — für welche Kunstgattung ich mich nunmehr entscheiden soll, — mittheilen. Meine Wünsche treiben mich zur Malerei; aber die Vernunft sagt mir, dass ich noch viel zu arbeiten habe, ehe ich nur zu einer geringen Bedeutung gelangen kann; die Studien in der Malerei sind kostbarer, die Modelle, die man für Kleinigkeiten braucht, leeren die Börse. Im Kupferstich dagegen fehlt mir nur einige Uebung mit dem Grabstichel, und ich zeichne hinreichend, um, wenn ich mich etwas mehr an die Handhabung des Werkzeugs gewöhnt habe, Platten anfertigen zu können, die immerhin für gute Arbeiten gelten dürften. Von der andern Seite wiederum sehe ich, dass es mir nicht an einer leichten Pinselführung fehlt; alle Portraits, die ich gemacht habe, sind sehr ähnlich befunden worden; auch Herr Meuron hat mir viel Rühmliches darüber gesagt, obgleich er über den Entschluss, den ich zu fassen habe, ziemlich wie ich denkt. Der Anblick Italiens wird mir, ich hoffe es, einige grössere und freiere Gedanken geben. Wir verrosten hier, Herr Meuron sagt es mir alle Tage, er beklagt sich oft, dass er genöthigt ist, zu Hause zu bleiben.“

Endlich kömmt es zu der ersehnten Reise, deren Nähe alle bangen Besorgnisse zerstreut. Am 30. April 1818 schreibt er von Neuchatel aus: — „Endlich, mein Theurer, bin ich im Begriff abzureisen; ein Theil Deiner Kraft und Deiner grossen Weise zu sehen theilt sich mir mit, und obgleich sich gerade jetzt hier viele Arbeiten für mich finden, so lasse ich sie alle, um ganz Deinem Rath Folge zu leisten. Eine Entmuthigung (sehr verzeihlich nach den unglücklichen Ereignissen, die mir widerfahren sind) liess mich so viele unüberwindliche Schwierigkeiten sehen, dass ich zu keinem Entschluss kommen konnte: jetzt lacht mir Alles entgegen, Hoffnungen

eines glücklichen Erfolges tauchen vor mir auf. — Ich lechze nach neuen Studien: und es scheint mir, dass diese Empfindung der Vorbote von Fortschritten ist.“

Ein schöner Zug seiner kindlichen Liebe, der sich in diesem Briefe findet, darf nicht übergangen werden: — „Wenn ich Dein Herz nach dem meinigen beurtheilen darf, so möchte ich Dir auch eine gute Mutter wünschen, das heisst: ich möchte Dir ein Glück wünschen, welches ohne das nicht vorhanden sein kann.“ —

Die Reise nach Rom und der längere Aufenthalt an diesem Orte entschieden für die eigenthümliche Richtung, der er fortan zu folgen hatte und die sich schnell und glänzend entwickelte. Wir lassen einige charakteristische Stellen aus den Briefen der nächsten Jahre folgen:

19. Juli 1818.

„Es ist Rom, von wo aus ich Dir schreibe, mein Theurer, und es ist kein Traum! Welch ein zauberhafter Aufenthalt! Welch ein Paradies für einen Künstler! — ach mein Lieber, ich werde es nie vergessen, dass ich Dir dies Glück verdanke. — Alles bringt in mir unbekannte und selige Gefühle hervor, ich fühle, dass ich bis jetzt noch nicht gelebt habe. Man ist hier gezwungen zu denken, und man kann keine kleinen und engen Gedanken haben, wie so leicht zu Hause. Mein Herz ist zu voll, ich weiss nicht wie ich den Brief zu beginnen habe.“ . . .

„Ach mein Theurer, welch Vergnügen habe ich gehabt, den Valikan zu sehen! welche schönen Werke und welche Menge! Aber David sagte sehr wahr, als er behauptete, ein Künstler würde einfach durch den Himmel Italiens begeistert werden. Ich treibe mich viel umher, ich kann nicht zu Hause bleiben, Du siehst mit welcher Hast ich diesen Brief anfülle, es scheint mir immer, als verliere ich meine Zeit, wenn ich nichts Neues sehe. Ich will zuerst eine grosse Menge Skizzen machen, besonders in den ersten Monaten; dann habe ich die Absicht, einige ausgeführte Studien, mit dem Pinsel und mit dem Zeichenstift, nach guten Gemälden zu machen, und dann wollen wir sehen, ob ich es wagen werde, ein Bild zu arbeiten. Aber dafür ist es nöthig, auf irgend eine Weise Geld zu verdienen, denn mit 50 Louis lässt sich natürlich nichts machen. Doch es

wird Alles gut gehen, ich hoffe es; niemals bin ich so heiter, so glücklich gewesen.“

6. März 1819.

„Ich fange damit an, mein Lieber, Dir zu sagen, wie ich meine Zeit, seit ich in Rom bin, angewandt habe. Die ersten Monate brachte ich damit zu, Rom kennen zu lernen, viele Croquis zu machen und einige gemalte Skizzen — nach der Natur oder Compositionen — zu versuchen. Ich habe auch vor einigen Monaten ein Gemälde (ein Intérieur), welches mir aufgetragen war, angefangen. Es ist gegenwärtig beendet, und die Leute, die es sehen, lassen es an Lob nicht fehlen. So eben bin ich im Begriff, ein andres von derselben Grösse zu beenden; ich glaube, es wird etwas mehr gefallen. Ich suche Alles nach der Natur zu machen, — David sagte uns immer, dass dies der einzige Lehrmeister ist, dem man ohne Furcht vor Verirrungen folgen kann. . . . Ach, mein Theurer, wie bin ich glücklich! wie schön ist Italien! wie nimmt die Freude an allen Dingen, die ich sehe, die ich bewundere, fortwährend zu! . . . Diese Gegenden sind für die Künstler gemacht, oder vielmehr: nur die Künstler sind im Stande, ihre Anmuth zu empfinden.“

3. October 1822.

„Ich bin sehr begünstigt worden, ich gestehe es; ich dachte ein Genre zu ergreifen, welches man noch nicht konnte, und es hat gefallen; viele andre Künstler fangen an, ähnliche Gegenstände zu malen: es ist immer Vortheil, der erste zu sein. Als ich ankam, frappirte mich der Charakter dieser italienischen Gestalten, ihrer besonderen Sitten und Gebräuche, ihrer malerischen und rauhen Kleidungen; ich dachte dies mit aller Wahrheit, wie es mir möglich wäre, wiederzugeben, vor Allem aber jene Einfachheit und jenen Adel, den ich bei diesem Volk bemerkte, das noch immer einen Zug seiner Vorfahren bewahrt. Was ich bisher gemacht habe, genügt mir noch nicht; ich hoffe, es wird mir besser gelingen. Indess sind meine Bilder, was sie auch darstellen, sehr gesucht: ich muss mir zu meiner italienischen Reise Glück wünschen, ich glaube, dass ich lange hier bleiben werde. Ein andrer Vortheil ist der, dass das Clima, statt mir zuwider zu sein, mir ausserordentlich wohl bekommt; ich habe niemals auch nur das leichteste Fieber gehabt.“ . . .

„Uebrigens kostet mich meine Kunst sehr viel. Ich bin genöthigt, fortwährend Modelle für meine Bilder zu halten, ich habe den Entschluss gefasst, nicht einen Finger ohne diese Hülfe, die niemals betrügen kann, zu machen. Ich besitze eine beträchtliche Garderobe von all den Kostümen, die ich in der Umgegend finde und die mir gefallen. Ich mache Excursionen im wildesten Gebirge; ich finde dort ganz neue Motive für dies Genre, und das ist es, was gefällt. Im vorigen Sommer bin ich in Neapel gewesen, wo ich Vieles der Art gekauft habe. Ich machte den Weg mit mehreren Freunden zu Fuss, und ebenso zurück über Monte Cassino, wo wir nur durch ein Wunder den Händen der Räuber entgangen sind.“ U. s. w.

Februar 1823.

„Ich möchte dass Du in diesem Augenblicke in Rom wärest. Der Karneval hat angefangen, und ich denke, dass Du mit Deinem heiteren Charakter dabei gute Unterhaltung haben würdest. Ich für mein Theil denke daran so wenig, dass ich glaube, ich werde nicht einmal den Corso besuchen, — dies Volksgewühl macht mich dumm.“ —

Im Jahre 1822 hatte er seinen jüngeren Bruder, Aurel Robert, — einen Künstler, dessen Name jetzt mit Achtung neben dem seinigen genannt wird, — zu sich nach Rom kommen lassen; er freute sich, die Studien des gleichgesinnten Jünglings zu leiten, und bewies überhaupt, wie aus zahlreichen Zeugnissen der vorliegenden Briefe hervorgeht, bis an seinen Tod die zarteste Sorgfalt für das Wohl desselben. Im Jahre 1826 kamen seine geliebte Mutter und seine Schwester zu ihm und führten seinen Hausstand. Verheirathet ist er nie gewesen. „Ich möchte wohl Deinem Rathe folgen (so schreibt er im J. 1826) und mir eine Frau suchen; aber die Zeit ist noch nicht gekommen und wird auch wohl nicht kommen. Ich habe so viel Pläne, über deren Ausführung Jahre hingehen werden.“

Von diesen Jahren ab beginnt die Verbreitung seines Ruhmes; seine Bilder, deren er besonders nach den Pariser und Berliner Ausstellungen sandte, fanden entschiedenen Beifall; — wir erinnern hier nur u. a. an die trefflichen Räuberbilder, die wir vor mehreren Jahren auf den hiesigen Ausstellungen zu sehen das Glück hatten. Im Jahre 1825 war er

zum Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin ernannt worden. Die Glanzhöhe seines Ruhmes bezeichnet die Pariser Ausstellung vom J. 1831, auf welcher sein grosses Gemälde der Schmitter in den pontinischen Sümpfen erschien, ein Werk, das von enthusiastischen Verehrern als ein neues Evangelium gepriesen ward. Es ist zu bekannt, als dass wir etwas Besonderes über seinen Werth hinzuzufügen hätten. Die Regierung, welche das Bild kaufte, ehrte das Verdienst des Meisters, indem sie ihm zum Ritter der Ehrenlegion ernannte.

Aus den Jahren zwischen 1826 und 1832 liegen uns keine Briefe Robert's vor. Die folgenden, welche er nach dieser Zeit an einen verehrten Künstler Berlins geschrieben hat, tragen ein andres, ein beängstigendes Gepräge; eine finstere Schwermuth hemmt den freien Aufschwung seines künstlerischen Genius, oder wenigstens: sie liess ihn an der lebendigen Kraft desselben zweifeln. Er hatte seinen Aufenthalt in Venedig genommen, um für die Anfertigung eines grossen Gemäldes, welches jetzt die laute Bewunderung der Pariser auf's Neue erweckt, — den Auszug adriatischer Fischer aufs Meer, — fortwährend die Umgebung derjenigen Natur, welche sein Werk verlangte, geniessen zu können. Das Klima von Venedig sagte seiner Gesundheit nicht zu; mehr jedoch, als diese körperliche Indisposition, scheint der unausgesetzte Anblick dieser Todtenstadt mit ihren verfallenen Palästen, mit all den traurigen Zeugen einer untergegangenen Herrlichkeit, die Melancholie seines Geistes genährt zu haben. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sich dem Zauber dieser elegischen Umgebung zu entziehen und willenlos arbeitete er seinem traurigen Geschick in die Hände. Wir lassen wiederum einige Bruchstücke seiner Briefe folgen.

Der erste derselben (vom 21. März 1832) bezieht sich auf ein kleines anmuthvolles Gemälde, zwei Mädchen von Procida vorstellend, welches er für die Berliner Kunstaussstellung d. J. anmeldet.

„Es hat mir sehr Leid gethan, dass ich Ihnen nicht, wie ich es Willens war, die Wiederholung eines Bildes schicken konnte, welches Sie in meinem Studium bemerkt haben, und welches eine Frau, weinend über den Trümmern ihres Hauses, vorstellt. Ich befand mich nach Ihrer Abreise (von Rom) so schlecht, dass ich sechs Monate auf dem Lande zuzubringen genöthigt war und auf keine Weise mich

damit beschäftigen durfte. Hernach habe ich das Bild der pontinischen Sümpfe beendet, welches Sie angefangen sahen, und kurze Zeit darauf habe ich Rom verlassen, um eine Reise nach Paris und in die Schweiz zu machen. Seit wenigen Monaten bin ich nach Italien zurückgekehrt. Ich habe mich in Florenz aufgehalten und dort einige kleine Bilder gemalt. Eins von diesen schicke ich Ihnen, denn ich gebe viel darauf, dass man mich in Berlin nicht vergisst; aber ich bin betrübt, dass es nicht von grösseren Dimensionen ist. Ich schreibe Ihnen von Venedig, wo ich mich, ich denke, ziemlich lange aufhalten werde, um eine Composition von der Grösse der Schnitter auszuführen; ehe dies Bild nicht vollendet ist, werde ich nichts anderes anfangen können.“

8. Juni 1832.

„Ich danke Ihnen für die Aufforderung, ein bedeutendes Bild für eine folgende Ausstellung zu schicken; ich kann Ihnen versichern, dass meine Absicht sehr dahin gerichtet ist und dass ich mein Möglichstes zur Ausführung derselben thun werde. Aber meine Gesundheit, die nicht stark ist, verbietet mir Verpflichtungen einzugehen, die ich nicht erfüllen könnte, und das würde mir Sorgen machen; sie verhindert mich zu arbeiten, wie ich es wünsche, und selbst in diesem Augenblick darf ich mein Zimmer nicht verlassen. Ich liebe Venedig sehr; aber das Klima ist hier so feucht, dass es den Fremden nicht zusagt, und ich leide daran. Aber da ich ein Bild angefangen habe, welches ich nirgend anders vollenden könnte, so schmeichle ich mir, dass ich mich mit etwas Ausdauer acclimatisiren werde.“

24. Juni 1832.

„Seit dem letzten Briefe, den ich Ihnen zu schicken die Ehre hatte, habe ich mich ernstlich unwohl befunden. Seit einigen Tagen habe ich meine Arbeiten wieder vornehmen können, und diess macht mir Freude; denn wenn ich arbeiten kann, so hoffe ich immer noch meine Pläne auszuführen.“

1. September 1832.

„Ich werde noch einige Monate in Venedig zubringen, wo ich mein angefangenes Gemälde zu beenden beschäftigt bin. Aber meine Gesundheit ist während des ganzen Sommers so schlecht gewesen, dass meine Arbeit sich sehr verzögert hat und ich weiss noch nicht, welchen Erfolg sie haben wird.“

29. Oktober 1832.

„Seit einigen Wochen befinde ich mich merklich besser und es wird mir möglich sein, hier zu bleiben, bis mein Bild vollendet ist. Venedig gefällt, oder besser gesagt: es interessirt alle Fremden, die hieher kommen und noch mehr die Freunde der Kunst und die Künstler; aber wenn man sich längere Zeit hier aufhält, so findet man so viel Frieden und Ruhe, dass ernste und zur Melancholie geneigte Gemüther sich hier mehr gefesselt fühlen, als in den grossen Hauptstädten, wo man so selten mit sich allein sein kann.“

Robert's Zustand hatte seiner Familie, die ihn in Venedig allein wusste, grosse Besorgnisse gemacht. Sein Bruder Aurel, der sich bis dahin in Paris aufgehalten hatte, reiste am Ende des Jahres zu ihm, fand jedoch seinen Zustand bereits wieder beruhigend. Doch war der nächste Sommer nicht ohne neue Sorge.

10. November 1833.

„Sie werden mit Erstaunen hören, dass das Bild, welches ich vor so langer Zeit bereits angefangen, noch nicht beendet ist. Was das anbetrifft, so weiss ich sehr wohl, wie nöthig eine gute Gesundheit ist, um mit einigem Erfolg arbeiten zu können; und wenn dieser Sommer auch für mich nicht so traurig gewesen ist, wie der vorige, so hat er doch meine Arbeit wiederum sehr hingehalten. Die Vernunft hätte mich schon lange nöthigen sollen, Venedig zu verlassen; aber ein unmerklicher Eigensinn hat mich bis jetzt hier zurückgehalten. Die Beendigung dessen, was ich unternommen, lag mir fortwährend im Sinne, und es würde mich sehr gedrückt haben, wenn ich ein Werk, das mir schon so viel Zeit gekostet, hätte aufgeben sollen. In meinen Augen wäre dies ein Beweis von Entmuthigung und das Bewusstsein derselben mir gewiss noch schädlicher gewesen. Ohne deshalb Venedig zu verlassen, habe ich seit einiger Zeit andre Arbeiten unternommen. Dies hat den guten Erfolg gehabt, dass ich mich jetzt sehr wohl fühle, und ich hoffe, dass ich in Kurzem die Genugthuung haben werde, — nicht etwas Bedeutendes aufzuweisen, aber wenigstens mein Unternehmen beendet zu sehen.“

Das Jahr 1834 ging vorüber, ohne dass sich aus seinen Briefen weitere besorgliche Zustände entneh-



men lassen. Um sich während der Hitze des Sommers nicht zu sehr anzustrengen, so begann er eine Replik seiner Schnitter im Auftrage des bekannten Kunstfreundes, Grafen Raczinsky zu Berlin. Der letzte der vorliegenden Briefe vom 7. November v. J. ist voll Freude über die sehr günstige Aufnahme, welche die Bilder des Bruders auf der letzten Berliner Ausstellung fanden. Bald darauf hatte er die Genugthuung, sein grosses Gemälde vollendet und dasselbe zur diesjährigen Pariser Ausstellung abgehen zu sehen. Das Bild wurde ungebührlicher Weise am Grenz-Zollbureau zurückgehalten, und kam durch diesen Umstand erst nach dem für die Einlieferung der Kunstwerke festgesetzten Termine in Paris an. Kleinliche Rücksichten, — vielleicht auch Neid gegen den Ruhm des grossen Mannes, — verweigerten dem Bilde die Aufnahme in den Salon. Robert erfuhr dies, und er war, wenigstens in dieser späteren trüben Periode seines Lebens, nicht unempfindlich gegen Zurücksetzungen der Art, indem er darin einen Beweis eigener Untüchtigkeit zu finden glaubte. So schrieb er z. B. im Jahre 1832: „Ich habe in dieser Zeit ein kleines Bild an Herrn . . . geschickt, der es nicht passend für seine Gallerie befunden hat: ich muss besorgen, dass mir dieser Fall wieder begegnet.“

Leopold Robert endete sein Leben am 20. März 1835 durch Selbstmord. Bei der Leichenöffnung ergab sich, dass sich im Innern des Gehirns Wasser angesammelt hatte. Die Künstler aller Nationen, die sich zu Venedig befanden, folgten seinem Leichname zur Bestattung auf dem Lido, wo der protestantische Kirchhof sich befindet.

Die etwanigen besonderen Gründe dieser furchtbaren That sind zur Zeit noch unbekannt. Doch welchen Anlass wir uns auch vorstellen mögen, und wenn wir auch alle Schwermuth seines Geistes und alle Kränklichkeit seines Körpers hinzunehmen, nichts reicht hin, um dies Entsetzlichste bei einem Künstler begreifen zu können, dessen Werke den Stempel der höchsten, stets gleichen Seelenreinheit tragen. Der Wahnsinn des Selbstmordes schreitet in unsren Tagen durch die Welt; aber Robert war fern davon, sein Leben für hohle Puppen, die man mit dem Namen einer „Idee“ aufstutzt, oder für klägliche Leidenschaften hinzuwerfen. Wir schauern, wenn wir in diesen Abgrund blicken; — wer

mag es noch sagen, dass er Herr ist über den Dämon seines Inneren?

---

Wir glauben, dass es unsern Lesern genehm sein wird, wenn wir schliesslich Einiges von den Berichten französischer Journale über das letzte Werk des abgeschiedenen Meisters folgen lassen. Am 3. April wurde dasselbe — zu spät für den Maler — nach langen Hindernissen öffentlich ausgestellt. Das *Journal des Débats* schildert es folgender Gestalt:

„Die Dimension des Gemäldes ist grösser als die der *Madone de l'Arc* und der Schnitter, zu denen es kein Pendant bildet. Der Maler hat in demselben den Auszug zum Fischfang, in der Umgegend von Venedig, dargestellt. Am Ufer, neben den segelfertigen Kähnen, sieht man die Fischer des adriatischen Meeres versammelt, in Gegenwart ihrer Mütter und Frauen, welche traurig die Zurüstungen zur Abreise unterstützen. Der Patron der Barke hält das Fischgeräth in den Händen und scheint seinen Leuten das Zeichen zu geben. Ein junger Mensch im Vordergrund bringt ein grosses Netz in Ordnung, während derjenige, welcher den Kompass hält, den Himmel betrachtet und das Wetter zu beobachten scheint. Diese und einige andre Figuren bilden die rechte Seite der Composition, während auf der linken eine sitzende Alte und eine junge Frau, die ihr Kind in ihren Armen hält, sich befinden; in ihnen drückt sich jene stumme Traurigkeit aus, die man bei dem Gedanken an ein Unternehmen empfindet, in dessen Gefolge Gefahr und Unheil nahe sind. Es herrscht in der ganzen Scene sowohl unter den Männern als unter den Frauen, eine innere, tiefe Sorge, welche der Maler mit der grössten Kunst nach den verschiedenen Personen modificirt hat. Dieses Gefühl bemächtigt sich mit Gewalt des Beschauers. — In solchem Betracht ist dies neuste Gemälde L. Robert's dramatischer gehalten als die Schnitter. Was die Eigenthümlichkeit der Situation, der Kostüme, der Stellungen und Physiognomien anbetrifft, so steht dies letzte Werk in nichts gegen das vorige zurück; und die Fischer des adriatischen Meeres, obschon in der Erscheinung von den Bewohnern der pontinischen Sümpfe gänzlich verschieden, haben ebenfalls ein Gepräge von Adel, von Kraft und Schönheit, welches einen Jeden anzieht. Die junge Frau, die zur

Erde blickt, indem sie ihr Kind an sich schliesst, ist von bewunderungswürdigem Ausdrucke, ebenso wie die Alte, welche daran denkt, wie sie vielleicht die Rückkehr der Fischer nicht mehr erleben wird. Im Uebrigen ist das Werk mit den zum Fischerleben gehörigen Details angefüllt, welche sowohl durch eigenthümliche Anordnung, als durch die vollendete Kunst der Darstellung anziehen. Noch bemerkt man, hinter dem jungen Menschen, der im Vorgrunde die Netze ordnet, einen Knaben, der ein Madonnenbild trägt; er folgt den Schritten des Patrons und scheint, in seiner Unkenntniss mit den Gefahren des Meeres, ungeduldig auf die Einschiffung zu warten, um seine erste Fahrt mitzumachen. — Das Bild ist bereits in Privatbesitz übergegangen.“

Aus den geistreichen Berichten des *Temps* entnehmen wir die folgende Stelle.

„Alles, was wir an den Schnittern bewundert haben, findet sich in Leopold Robert's letztem Werke wieder. Nur glauben wir, dass seine grossartige und freie Ausführung noch an Kraft und Wirkung gewonnen hat. Was die Composition, den Styl, den Gedanken betrifft, so ist es dieselbe Poesie, derselbe Adel, dieselbe Anmuth. Fast alle Figuren sind in Ruhe; drei oder vier allein bewegen sich, und dieses sind die mindest bedeutenden. Der Gegenstand, die Handlung sind nichts: man sieht nur Fischer und nichts mehr. Aber welche Menschen! welche Natur! welche grossartigen Formen! welcher Ausdruck in ihren ruhigen und unbeweglichen Zügen! welches Leben und Gefühl in diesen südlichen Physiognomien, die zugleich so leidenschaftlich und so nachdenklich sind! Was gäbe es Unmögliches für diese, im Moment unthätigen Menschen? Sie werden Alles thun, was die Leidenschaft einhauchen, was das Herz verlangen und der Arm ausführen kann. Sie sind im Begriff abzureisen, den Stürmen des Meeres auf einer zerbrechlichen Barke Trotz zu bieten; sie werden Hunger und Durst zu dulden haben, aber sie sind entschlossen und furchtlos. Dies ist ihr Leben, es ist das Loos des Fischers; oder, besser gesagt: es ist das Loos des Menschen auf dieser Erde. Denn wer verbietet uns, gerade in dem Auszuge der Fischer das Bild des menschlichen Lebens zu sehen, wo uns so viele Hindernisse in der Erfüllung unsres Schicksales erwarten, wo man so

viel moralische und physische Kraft entwickeln muss, und oft vergebens? Wundert euch darum nicht, wenn in all diesen Physiognomien etwas Ahnungsvolles liegt, was ihr euch nicht erklären könnt. Wenn diese Fischer euch so imponiren, wenn ihre Haltung euch überwältigt, wenn sie eure Ehrfurcht in Anspruch nehmen, so ist es, weil der Künstler ihrem Anlitz das Siegel der Menschheit aufgeprägt hat; es sind bevorrechtete, edle, schöne Wesen, die sich als die Herren der Schöpfung erkennen; aber die nur einen Tag leben und es wissen; die nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, und deren kurzer Lauf nichts ist, als ein fortwährender Kampf.“

„Dieser tragische Eindruck, der durch einen scheinbar so anmuthigen Gegenstand hervorgebracht wird, ist wie ein Widerschein der Phantasie des Künstlers, welche bereits in sein unseliges Verhängniss hineingezogen war und sich vielleicht, unwissend, seinem Werke aufgeprägt hat. Dass sein Tod unmittelbar der Vollendung seines Gemäldes folgte, giebt unwillkürlich diesen Gedanken an die Hand; aber es ist diese Erklärung nicht nöthig. Die Schnittner zeigen bereits jenen ernsten und melancholischen Charakter; in den Fischern tritt er nur ungleich entschiedener hervor. Leopold Robert war ein philosophischer Maler und ein eben so grosser Dichter. Stets aber war es die Eigenthümlichkeit der Malerei und Dichtung höchsten Ranges, dem tragischen Ernste sich zuzuneigen.“ —

Das beiliegende Portrait Leopold Robert's ist die Copie einer Lithographie, die sein Bruder Aurel auf Stein gezeichnet hat; die Unterschrift ist ein Fac-simile seiner Handschrift. F. Kugler.

## Nachricht.

In der Sakristei der Villa della Pieve bei Rom hat man bei einer Baureparatur, ein Gemälde von Pietro Perugino gefunden, welches die Krippe des Heilandes, von einer Menge Figuren umgeben, darstellt. Nach dem Urtheil von Kennern ist es eine der besten Arbeiten des Künstlers. Bei weitem Nachgrabungen fanden sich vier alte Vasen von gebranntem Thon und in einer derselben ein Zettel von Perugino's Hand, welcher bestätigt, dass jenes Gemälde sein Werk sei.